

kommen“ (168). Anders formuliert, geht es also um eine geschichtlich neue Erfahrung mit der Transzendenz der Immanenz des Lebenssinns selbst.

Unser Referat hat versucht, Hauptlinien eines Gedankengangs zu rekonstruieren, der einem keineswegs klaren Textverlauf entnommen ist. Das liegt nicht nur am Zustand der Manuskripte bzw. Nachschriften. Es liegt auch am Bau der Vorlesung selbst, der man anmerkt, daß H. mit seinem Stoff noch nicht soweit mit sich ins reine gekommen ist, daß er schon zu einem Sprechen auf die Hörer hin fähig wäre. Die Hörer (und Leser) werden eher Zeugen eines Monologs, mit Vor- und Rücksprüngen, mit Retraktionen (z. B. 197), mit zahlreichen Wiederholungen, auf der Basis oft uneingeführter Begriffe. Die Hauptsache selbst – der „Ursprung“ und das ihm entsprechende „Wissen“ – ist nur angedeutet. Die fehlende Klarheit der Darstellung wird immer wieder ersetzt durch polemische und selbstanfeuernde Bemerkungen. Es gibt viele Sätze, die etwas sehr Wichtiges andeuten und so Appetit auf mehr machen, diesen aber nicht stillen. – Auf der anderen Seite ist überall ein Ringen und Suchen zu spüren. An vielen Stellen meldet sich ausdrücklich ein Staunen über „Merkwürdiges“ (46 f.; 48; 77; 108; 114; 120). Wesentliche Elemente des späteren Denkwegs sind schon da: die Seinsfrage (noch ohne die Dominanz des Wortes „Sein“), die Idee einer Wissenschaft vom Leben in seiner Ursprünglichkeit, das Problem des objektivierenden Sprechens, der Gegensatz von Leben und Ding-Vorhandenheit, die Weltlichkeit des Daseins, die Zuspitzung der Lebenswelt auf die Selbstwelt, ein neuer Wesensbegriff, die Aversion gegen den Universalismus der Logik und Ethik (150) als Grundlage der Philosophie u. s. w. – Über die Redaktionsgeschichte des vorliegenden Textes gibt ein ausführlicher Bericht des Herausgebers Rechenschaft. Seine Aufgabe war sehr schwer; die Vorsicht seines Vorgehens, das u. a. zwischen einem Haupttext und zweierlei Beilagen unterscheidet sowie zwischen H.s Skizzen des Schlußteils und O. Beckers Nachschrift desselben, ist zu loben. Als Leser ist man hin- und hergerissen zwischen dem Wunsch, einen möglichst authentischen Text zu haben, und dem Wunsch, einen noch lesbareren Text zu bekommen. Gander ist einen guten Mittelweg gegangen. G. HAEFFNER S. J.

FOUCAULT, MICHEL, *Lire l'œuvre*. Sous la direction de *Luce Giard*. Paris: Millon 1992. 228 S.

Im Mai 1991 fand in Paris unter der Leitung der Herausgeberin *Luce Giard* ein eintägiges Kolloquium statt, dessen Referate hier gedruckt vorgelegt werden. Es beschäftigte sich mit der Auslegung von vier zentralen Werken Michel Foucaults (1926–1984) (F.), welche in der Zeitspanne von 1961 bis 1975 entstanden sind: „Histoire de la folie à l'âge classique“ (1961), „Naissance de la clinique“ (1963), „Les mots et les choses“ (1966) und „Surveiller et punir“ (1975). Zwei schmale Seiten verweisen auf vertiefende und weiterführende französische und englische Literatur über F. Aufgenommen wurden in den Band die Referate, bedauerlicherweise nicht die jeweils sich anschließenden Diskussionen. Einleitend spricht *L. Giard* über das treibende Anliegen des Kongresses. Eine Schuld sei an *dem* Manne abzutragen, dessen Werk kein rasch verglühender Komet in der Wissenschaftsgeschichte sei, sondern der den Bereich des Denkbaren bleibend erweitert habe (9). Keine systematische philosophische oder historische Auseinandersetzung mit F., keinen Versuch, *die* Lesart des Werkes vorzugeben, keine systematische Zusammenstellung der Thesen seines Werkes oder seiner Fehler werde der Leser finden, sondern das Unternehmen, vier Werke F.s „au plus près, à plusieurs voix“ (9), so nah wie möglich und so vielstimmig wie nötig, zu lesen. Nun es zeigt sich, daß die Nähe keineswegs die Kritik verunmöglicht und die Vielstimmigkeit nicht doch auch eine Einheitlichkeit in zahlreichen wichtigen Punkten zutage zu fördern vermag. Als Faustregel läßt sich hinsichtlich der siebzehn Beiträge angeben: je kürzer sie ausfallen, desto kritischer begegnen sie F.s Arbeitsweise oder seinen Ergebnissen. Ihre Kritik ist aber immer nur vor dem Hintergrund der Bewunderung und des Dankes zu verstehen. Weshalb die Begrenzung auf die Zeit bis 1975? Sie ist, so gibt *Giard* zu, künstlich, und nur äußere Gründe legten sie nahe: Das F.sche Werk sei sicherlich von Kohärenz und Einheit geprägt (10). Ausschlaggebend für die Trennung war letztlich wohl nur die Durchführbarkeit eines solchen Kongresses! Auf einen Folgekongreß verwies *Giard*.

Das Unternehmen des Kolloquiums scheine aber vordergründig gegen zwei ernst vorgebrachte Wünsche F.s zu verstoßen, einmal nämlich auf Kommentare zu seinem Werk zu verzichten, werde so doch die Bruchstückhaftigkeit und der Charakter unvollendeter Annäherung verletzt, weil durch den Kommentar Fertigkeit und gewisse Vollendetheit suggeriert werden. Zweitens wünschte er als Autor, nicht auf seine Werke festgelegt zu werden (11). Giard nahm diese scheinbare Verletzung bewußt in Kauf, ohne deswegen gegen den F.schen Willen verstoßen zu haben, denn Giard ging es nicht um ein Festschreiben, sondern um den Versuch, F. zu denken. Denken aber sei, so F., Ordnungen zu hinterfragen, was bitter nötig sei. Dies könne er niemandem gegenüber seinem Werk verwehren. Außerdem habe F. in Anspruch genommen, Leser zu sein, so dürfe anderen dieser Anspruch nicht verweigert werden.

Fünf Autoren setzten sich mit „Histoire de la folie à l'âge classique“ (1961) auseinander. *J. Le Brun* (14–25) befragt das Verständnis von „classique“ in der französischen Geistesgeschichte und im Werk F.s. Da für F. der Wahnsinn die „Abwesenheit des Werkes sei“, entstand für ihn die Frage, wie eine „klassische“, d. h. gereifte, vernünftig sich wissende Gesellschaft mit dem Wahnsinn umging und umgehen konnte. Wie vermochte sie ihn überhaupt zu begreifen? In Bildern? Aber sie sind Werke und tragen deshalb immer ein Stück Rationalität in sich. Wo aber sei der Wahnsinn – jenseits der Bilder? Und wie kann der Wahnsinn in das „Werk“ des Historikers eingefangen werden, ohne den Wahnsinn dabei zu verlieren? In welche Vermittlung sind denn überhaupt der Blick des Wahnsinnigen und der „vernünftige“ Blick des Historikers auf den Blick des Wahnsinns zu bringen? Zeigt *Le Brun* so die Schwierigkeiten des Ansatzes und Anliegens von F. auf, so legt er den Finger auf dessen heute deutlicher erkennbare Vorgehensweisen. F. verweigere sich jeder Erklärung durch Ursachen und Wirkungen, er habe im Laufe der Auseinandersetzung seine Rolle zu seinem Untersuchungsgegenstand mehrfach verändert, und seiner Sprache mangle des öfteren die Präzision (so etwa schreibe er wiederholt von „un peu comme“). Er nehme Ausblendungen vor und schneide Linien ab. Sein zentrales Schema beziehungsweise die zentrale Metapher (25) seien Dualismen wie Tag/Nacht und klar/hell. Ein anderer Strang von Begriffen tauche in der Rede von „Fehler“, „Vergehen“, „Sünde“, „Geständnis“ und „Rechtfertigung“ auf. Nach ihren Möglichkeiten habe das 16. und 17. Jh. gefragt und um die Antwort gerungen. Wenn F. diese Frage nicht historisiert habe, so wollte er, nach der Interpretation *Le Bruns*, wohl auch dem Leser signalisieren, daß die Antworten auf Versagen und Rechtfertigung das Fassungsvermögen der Diskurse und die Zuständigkeit der Institutionen übersteigen, und nicht bloß aufgrund äußerer Umstände, sondern grundsätzlich. Kritisch befragt *M. David-Ménard* (27–36) die Berechtigung, im 16. Jh. bereits den Übergang vom „alten“ zum „neuen“ Umgang mit dem Wahnsinn anzusetzen. Sei der Zeit-„punkt“ der Geburt der Psychologie und Psychiatrie und der Klassifizierung des Wahnsinns, der nun ausschließlich laut F. als Unvernunft aufgefaßt wurde, richtig angebracht? *David-Ménard* zufolge sah noch nicht einmal I. Kant, mit dem übrigens F. nie ganz ins reine kam, in dem Wahnsinn ausschließlich die Unvernunft, sondern betrachtete ihn als Grenzöffnung und verbindende Kraft (s. etwa im „Versuch über die Krankheit des Kopfes“ oder „Träume eines Geistersehers“). F. habe sich einerseits zu stark auf die These fixiert, daß der Wahnsinn als Unvernunft klassifiziert wurde, und setzte außerdem die Trennung zu früh an.

Mit dem Vorwort F.s zur 2. Auflage von „Histoire“, welches das Vorwort von 1960 „auslöschte“, beschäftigt sich *P. Tardits* (37–42). Hier gäbe es m. E. kritische Anfragen an die behauptete „Kohärenz“ des F.schen Werkes. *Tardits* prangert den überreichen Gebrauch von „dérailson“ an und fragt nach dem Gewinn solchen Sprachumgangs. Er distanziert sich von dem gewalttätigen Umgang mit Texten durch F., etwa dem der „Confessions“ von Jean-Jacques Rousseau (41 f.). *P. Lardet* (43–50) scheut sich nicht, seiner Faszination durch F.s Stil Ausdruck zu geben. Im 2. Vorwort habe, so *Lardet*, F. beabsichtigt, sich als Autor auszulöschen und nur den Text sprechen zu lassen. Das Buch sei wie eine Maschine zu verstehen, welche nach dem Arbeitsvorgang den Autor wegwirft. Es beschließt *Judith Revel* (51–56) die „Kommentierung“ von „Histoire“. Sie geht auf die Einführung ein, welche F. 1954 zu L. Binswangers „Le rêve et l'existence“ schrieb, und versucht, den F. vor „F.“ zu entdecken, d. h., bevor wir ihn zu F. machten.

„F.“ als Produkt seines Publikums! Auch Revel weist auf den Bruch im Denken F.s hin, welcher sich in den frühen sechziger Jahren vollzogen habe. Er stand damals unter dem Einfluß von Husserl und dem französischen Existentialismus, etwa eines Merleau-Ponty. Der Traum besorge, so F. damals, eine Existenz- und Wahrheitsvergewisserung, im Traum werde die Freiheit unsere Welt und unterwerfe sich ihr nicht; die Freiheit entkleide sich aber auch nicht aller Partikularität, stehe der Schritt zu Universalität doch noch aus. Diese „*expérience-limite*“ („Grenzerfahrung“, „Erfahrung der Grenze“) führte F. aber zu den drei Grenzgängerfiguren: zu dem Dichter, dem Wahnsinnigen und dem Philosophen. Alle drei hätten sich um die „*parole transgressive*“, die grenzüberschreitende Sprache (55) abgemüht und bauten in ihr und nur in ihr das Selbstverständnis des Menschen zu sich selbst auf (56).

In dem zweiten Block geschieht die Beschäftigung mit der „*Naissance de la clinique*“. *Ch. Sinding* (59–81) arbeitet das Verdienst F.s heraus, die Weichenstellungen für die Entstehung einer neuen Wissenschaft, nämlich der Medizin, aufgezeigt zu haben. Es gibt Gesellschaften, welche gleichsam reif für die Geburt einer oder mehrerer Wissenschaften geworden sind. Aber nicht bei irgendeiner Art gesellschaftlicher Befreiung sei das Auslösungsmoment zu suchen, etwa in der Aufhebung des Verbots, Leichen zu sezieren, sondern in der neuen Sicht des Organismus und der Organe, nämlich als „*Gewebe*“, dessen Fäden und Struktur zu entziffern seien, und in einer anderen Art des Vergleichens: nicht Ursachen, sondern Verwandtschaften oder Büschel von Zusammenhängen suchte man herauszufinden. Nicht die Aufklärung, nein, erst die Revolution von 1789 brachte deshalb den Durchbruch. Diese Bestätigung der Richtigkeit der F.schen Archäologie hindert sie nicht, kritische Anmerkungen zu seinem Begriff von „*Klinik*“ (66) und des „*Sujet*“ (69) anzubringen. Daß F. in seinem Werk mit einer gängigen Vorstellung der wissenschaftsgeschichtlichen Darstellungen bricht, daß nämlich das Weitergehen immer auch eine Vermehrung des Wissens, der Zusammenhänge und eine Erhöhung der Wirksamkeit mit sich bringe (95), unterstreicht *Jacques Revel* (83–96). *Frc. Roussel* (97–110) untersucht das Interesse F.s an den materiell greifbaren Auswüchsen des Denkens und plädiert wie F. für einen neuen Umgang mit dem „*Dokument*“. Zu achten sei auf die Figuren der Diskontinuität (101). *J. J. Courtine* (111–116) steigt zu einer Metareflexion auf und hebt hervor, daß jede Lektüre F.s heute immer auch eine Lektüre der Lektüren über F. sei. Welche Vermittlungen seien also deshalb zu durchlaufen, um zu dessen Quellen zu gelangen? *R. Reid* (117–126) greift noch einmal auf die im Vorwort von L. Giard bereits genannten drei Stichwörter zurück, welche in den späteren Werken F.s organisierend wirkten: „*le discours*“, „*le regard*“ und „*le corps*“: „*Les mots et les choses*“ entwickelt sich aus dem und um den ersten Begriff, „*Surveiller et punir*“ um den zweiten. „*Le corps*“ ist der Untersuchungsgegenstand in „*Histoire de la sexualité*“.

Der Abschnitt des Kolloquiums, welcher sich mit „*Les mots et les choses*“ auseinandersetzt, enthält tieferschürfende Arbeiten, die vor allem von der Tatsache, daß die Fachwelt dieses Werk „übersah“, und über F.s Umgang mit seinen Quellen handeln: *Cl. Ménard* (129–140) und *C. Chevalley* (141–165). Wie F. etwa David Ricardo darstelle, sei als Verweigerung zu verstehen, sich einem bestimmten Anspruch der Wissenschaftlichkeit und dem Druck der Sekundärliteratur zu unterwerfen (136 ff.).

Im vierten Block schließlich wird „*Surveiller et punir*“ examiniert. Wiederum analysieren fünf Autoren das Werk. Auch hier treffen wir Kritik an seinem Werk. Er habe eine Schneise gleichsam durch die sicherlich kaum einfangbare Vielfältigkeit der in ständiger Bewegung sich befindlichen Gesellschaften des 18. und 19. Jhs. geschlagen, habe aus Notwendigkeit abstrahiert, aber eben doch damit, wie *J.-G. Petit* (169–180) zeigt, den Gegenstand verzerrt. Die Aktionen der Vereine und Parlamentarischen Gruppen, selbst der Kirchen und vor allem der philanthropischen Vereine zeigten eine Vielfalt, ein Kraftfeld von Verzögerungen und Beschleunigungen, so daß manches auf den ersten Blick bestechende und griffige Urteil F.s (sinngemäß: Der Strafvollstrecker fungierte als unbrennbare Maschine; Gesellschaft als passive und starr gewordene Einheit) nicht haltbar sei. Das 19. Jh. sei eben nicht nur das des panoptischen Gefängnisses, der Kaserne, des überwachbaren Krankenhauses, sondern auch das der schutzgebenden Wohnheime, der Nachtsytle und der Kindertagesstätten. Der Arme

oder der Ärmere sei eben nicht nur Gegenstand der Disziplinierung und der Dressur, sondern auch als Rechtsobjekt geachtet gewesen (179). Frankreich und England hätten sich zu vielgestaltigen Gesellschaften entwickelt, welche sich keineswegs in der von F. suggerierten Weise hätten einfachhin disziplinieren lassen. Außerdem sei zwischen „société disciplinée“ und „société disciplinaire“ zu unterscheiden: erstere sei ein Produkt und Gegenstand des „Discours“, die zweite gehöre, wenn es sie denn gibt, der Realität an. Daß das Gefängnis gerade in seinem Scheitern seinen Zweck erreichte, behauptet *A. Farge* (181–187), die den Kampf der Körper, des Staates und seines menschlichen Opfers artikuliert. *T. Conley* (189–194) skizziert, wie F. den Leser durch sein Buch führt: ihm alle gewohnten Wege abschneidend und auch die ihm vertrauten Hilfsmittel aus der Hand nehmend, werde er in die Schlacht der Gewalten gejagt und unter den Druck der Disziplinierung gezwungen (194, auch 198). *G. Vigarell* (195–200) spürt den Forschungen F.s nach, welche den Drang der spätneuzeitlichen Gesellschaft aufzeigen, Gewalt zur „Disziplin“ und zum geordneten Beherrschungsinstrument werden zu lassen, welches jedoch verständlicherweise immer irgendeine Aktivität des Opfers voraussetzte. Und daß es zum Ideal wurde, die höchste Beherrschung unter einem Mindestmaß an körperlichem, physischem Einwirken zu erreichen. Die Guillotine entsprach diesem „Ideal“: das ihr vorausgehende Entsetzen und die Gewalt über das Leben erzielte sie mit einem Minimum an Körperberührung (199f.). *Frc. Ewald* (201–221) zeigt noch einmal, wie bei F. der „Mensch“ gedacht und gleichsam zusammengesetzt wurde aus Elementen, die F. aus der Untersuchung dreier Begriffspaare gewann: Funktion und Norm, Konflikt und Regel sowie Bezeichnung und System (203). Unser Sprichwort „Die Ausnahme bestätigt die Regel“ stimme nach F. nur, wenn das Anormale in der Norm sei; es gebe keine Exklusion mehr, alles sei einbezogen. Die Norm bestimme überhaupt erst die Ausnahme. Das Unrecht gehöre somit auch zum, ja in das Recht, der Wahnsinn zur Vernünftigkeit, das Verbrechen zur Strafe und sei damit Bestandteil der Macht und Voraussetzung ihrer Ausübung. Die Normierung sei das Kennzeichen der Moderne. Die Frage, ob sich das Meßbare nicht von dem Unmeßbaren her wiederum verstehe oder woran denn gemessen werde, stellt Ewald nicht an das F.sche Denken.

Die Beiträge wechseln zwischen immanenter Werkinterpretation, Quellenüberprüfung, Begriffsgeschichte (außer zu „classique“ etwa zu „norme“ 210 ff.) und Stiluntersuchungen. Alle Referate dienen der aus heutiger Distanz zu leistenden kritischen Begutachtung. Gelegentlich sind die Beiträge so abgefaßt, daß es leichter ist, F. selbst zu lesen. Aber verdientlich ist es zweifellos, eine Sichtung von solch durchwegs hoher Kompetenz unternommen, einen Versuch, Querverbindungen und Sondierungen angestellt und auf Mängel im F.schen Werk hingewiesen zu haben. An berechtigter Bewunderung F.s mangelt es deswegen nicht, ja er steigt in der Anerkennung als Erforscher eines gelebten, aber wenig oder unzulänglich zum Bewußtsein gebrachten Territoriums. Er kritisiert nie eine Gesellschaft im Namen einer guten vergangenen (212) oder einer utopischen. Er sucht Verbindungen, Einflüsse, Entwicklungen. Gespannt dürfen wir auf die Publikation des geplanten und in Ausführung befindlichen zweiten Bandes sein, welcher Foucaults Schaffen vom Jahre 1976 bis zu seinem Tode (1984) kommentieren wird.

N. BRIESKORN S. J.

CROWE, FREDERICK E., SJ, *Loneragan*. London: Geoffrey Chapman 1992. 146 S.

In der „Outstanding Christian Thinkers Series“ ist vorliegender Band dem kanadischen Theologen Bernard Lonergan SJ (1904–1984) gewidmet. Der Vf. war in einzigartiger Weise geeignet, dieses trotz seines kleinen Umfanges außerordentlich inhaltsreiche Buch zu schreiben: er ist Schüler L.s gewesen und hat 44 Jahre intensiven Studiums dessen Denken gewidmet (133). Das Buch kann wegen der Kompetenz des Vf. und der Genauigkeit und Tiefe der Darlegung mit Gewinn nicht nur von Anfängern, sondern auch von denen gelesen werden, die mit den Schriften L.s bereits vertraut sind. Die Darlegung folgt einer chronologischen Anordnung, die besser zu dem sich sein Leben lang entwickelnden Denken L.s paßt sowie zum Ziel des Vf., nicht so sehr das endgültige